

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

O. Monke, E. Friedel, Karl Wilke: Kleine Mitteilungen.

XIII. U. M. Fräulein Elisabeth Lemke hielt hierauf einen verdientermaßen recht beifällig aufgenommenen Vortrag über den Raben in der Volkskunde. Dieser Vortrag wird, mit einem Nachtrag versehen, im nächsten Heft erscheinen.

XIV. Im Roland - Restaurant, Potsdamer Straße fand eine gesellige Nachversammlung statt.

Kleine Mitteilungen.

Fachwerk- und Blockhausbau. Eine vorzeitliche Baubetrachtung von Karl Wilke. In Nummer 6, Jahrgang XVIII, Seite 169 der Brandenburgia Monatshefte ist bei der Besprechung der Obliwitzer Hausurne von der vermutlichen Altersfolge, ob Fachwerkbau oder Blockhausbau älter sei, die Rede und möchte ich dazu nachstehendes ganz ergebenst bemerken.

Die Fachwerksbaukunst und zwar aus dem primitiven Flechtwandbau hervorgegangen, den man Kiddelwerk nennt, erscheint mir weit älter, als die Blockhausbaukunst. Beim Kiddelwerk sind ursprünglich wohl nur die Baumzweige, wahrscheinlich in luftiger Höhe als Schutzwände mit einander verwirrt und durchflochten worden und zur Herstellung genügten wenige, ganz mechanische Handgriffe, ebenso einfache Werkzeuge und nur tierischer Instinkt, der auch den Vögeln ihren Nestbau lehrte. — Weshalb soll meines Erachtens der von Natur aus waffenlos erschaffene Mensch im Urzustande zunächst nicht die Baumkrone als geeigneten Unterschlupf und Schutz herausgefunden und aufgesucht haben? Das Klettern wird ihm leicht, man beobachte es an kleinen Kindern und der später fallende Pfahlbau des Urmenschen ist eine getreue Nachbildung seines ehemaligen Baumasyls. Der Blick eines hilfeschuchenden Menschen ist im Gegensatz zum Tier stets nach oben gerichtet, niemals nach unten spähend. Der Baum spielt übrigens in allen Mythologien eine stets schützende, lebenerhaltende Rolle. Ich erinnere an das aus dem menschlichen Erfahrungsschatz stammende, eddische Bild vom Altvater Wodan, als dieser in den neun ewigen Nächten, gleich einer Frucht der Unendlichkeit am Weltenbaume, also am Himmel wie ein Gestirn hängend angenommen ward, bis ihm, aus sich selbst heraus, die Erleuchtung wurde, er an Kenntnissen und an Geist gereift, von Baum herab auf den Erdboden fiel, um als Vorbild und Lehrmeister diesen zu beherrschen. Das Dasein des Gottes ging hierbei aus der Leideform in die Tatform über und durch die Kulturerrungenschaften, wie der primitiven Waffen, Zähmung der Haustiere, Gebrauch des Feuers, war er gleich den Menschen, die sein Bild schuf, vom Baum unabhängig geworden. Es ist das nichts weiter als eine verblaßte Erinnerung an den Werdegang der menschlichen Kultur, die, was das Gottbewußtsein und seine Vorstellung bildete, im ewigen Wechsel ausbaute. — — — Nicht immer standen den sich

mehrenden Menschengeschlechte damals paßrechte Wohnbäume zur Verfügung, man half künstlich nach, indem man Pfähle in das Erdreich trieb, diese mit Baumzweigen als Schutzwand verflocht, zunächst noch hoch oben über dem Erdreich oder dem Wasser schwebend, als ein besserer Schutz gegen tierische Angriffe, die sogenannten Pfahlbauten, als deren Nachkömmlinge, die Laubenhäuser oder Löwinge gelten können. Das Dach dieser Gebäude, seine Konstruktion war immer nach dem Baumasyll nachgebildet, es gleicht einem Gewirr von Zweigen mit Laub und Röhrichabdichtung als oben Schicht. Auch heut ist die Ähnlichkeit zwischen Baum und Bauwerk nicht ganz verwischt worden z. B. überraschend bei der 700 jährigen Holzkirche zu Borgund in Norwegen. — Um gegen Witterungsunbilden, besonders in unsern Breiten im Winter besser geschützt zu sein, brauchte man jetzt in den Besitz von vervollkommneten Waffen, in der Verwendung von Feuer und Licht, wie der Haustiere gelangt, nicht mehr so ängstlich den wilden Tieren auszuweichen, ja man zähmte sie und verlegte kühn seine Schlaf- und Zufluchtsstätten von der Höhe herab in Erdspalten, Höhlen, die mit Pfahlwerk, mit Feuerbränden gegen eindringendes Raubzeug verteidigt werden konnten. Aber auch solche Höhlen waren nicht überall und in ausreichender Anzahl vorhanden, besonders zu Winterzeiten und da ward der menschliche Erfindungsgeist tätig, künstliche Höhlen nachzubilden, in Gestalt von Kuten als abgedeckte Wohngruben aus denen in Zeitläuften die tungs (tungara) Kötten oder Katen entstanden.

Die Wandungen dieser zumeist in weiches Erdreich gearbeiteten Wohngruben waren nicht immer stabil und glatt genug und mußten durch Pfähle und Flechtwerk wie man es kannte, gegen Abbröckeln geschützt und verbessert werden. Im Laufe der Weiterentwicklung und des Hand in Hand damit gehenden geistigen Übergewichts des Menschen über die andere Kreatur, wuchs auch das Dach seiner Behausung und deren Seitenwände immer mehr aus dem Erdbereich heraus und der bisherige Unterschied zwischen Sommer- und Winterwohnung verschwand allmählich in unsern Breiten. Mit dem Emporwachsen der menschlichen Behausung lagen die geflochtenen Seitenwandungen frei aus dem Erdbereich und sie mußten künstlich durch Bewurf oder eine Ausfüllung von weichgemachtem Lehm oder Ton gedichtet werden, den man glättete und späterhin färbte, wobei das Tierblut und sauergewordene Milch bereits als Bindekräfte der Anstriche Verwendung fanden.

Zum eigentlichen Flecht- oder Kiddelwerk der Wände bevorzugte man in unsern Breiten Birkenreisig, Wachholder- und andere Nadelholzbüsche, Binsen, Rohr und schließlich auch Stroh. Das Flechtwerk wurde häufig und bei besserer Ausstattung in doppelten Kettenreihen oder „Gamen“ von Wandungen ausgeführt, um durch Zwischenfüllungen wärmer zu halten. Damit der abwechselnd dem Sonnenschein und der Regeneinwirkung ausgesetzte Lehmewurf nicht so schnell rissig und sprüggig werden möchte, mengte man demselben Zusätze von Laub, Nadelholztanger, trockne Moose, Farnkrautblätter, Schachtelhalm usw. bei. Das wird wohl die Ursache der „Gleißsteinbildungen“ sein, wenn dieser Bewurf absichtlich oder unbeab-

sichtigt den Feuereinwirkungen ausgesetzt war, bildete er mit seinen leichtverbrennlichen Zusätzen eine harte, bimssteinartige, also sehr poröse und und leichte „Sintermasse“, welche zeitweilig auf dem Wasser treibend angehtroffen wird in märkischen Seen und Flüssen.

Diese porösen Gießsteine nahmen im Wassergrunde reichlich Wasserstoffgas auf, gewannen dadurch an Auftrieb, gelangten zur Wasseroberfläche, um nach Gasverlust wiederum zu versinken und aufzusteigen. — Mit dem Herauswachsen der Seitenwandungen aus der Erde mußten auch die Pfähle, welche das Kiddelwerk der Wände hielten und das Dach stützten, länger werden, sodaß aus Stabilitätsgründen schon an eine Querverbindung, eine Riegelung der Stielhölzer gedacht werden mußte, die noch den Vorteil der Holzersparnis mit sich brachte.

Dabei brauchten nur noch wenige starke Pfähle als Stiele oder Säulen benutzt zu werden, die andren durch Riegelung geteilt, schrumpften zu dünnen Staaken ein, mittelst Falze in Verband mit den Riegeln gebracht wurden. Eine glattere Wandfläche ward gleichfalls damit erzielt, denn nun umschlang nicht mehr das Flechtwerk die starken Stiele, sondern nur noch die schwächeren Staaken, die mit dem Bewurf dessen Stärkenunterschied ausglich. Das Fachwerk oder plattdeutsch „das Faek“ in seiner letzten Ausbildung war aus dem Kiddelwerk entstanden, wobei Stroh und Kaff die beliebten Zusätze zum Besenbewurf bildeten. — — —

Im Gegensatz zum Kiddelwerk erforderte der Blockhausbau an und für sich weit mehr und ungleich stärkeres Baumstammholz. Es war also eine größere Kraftentfaltung, besseres Werkzeug nötig zum Fällen, zum Ausästen, zum Transport, zum Ablängen, zum Eckverband, wobei jeder einzelne Stamm in paßrechte Lagerfuge zum Darüberliegenden gebracht werden mußte. Man bedenke nur die Mühe, die mit primitiven Werkzeugen allein ein mäßigstarker Baumstamm in seinem Fällen verursachte. Dazu gehörte für ein smartes Haus bereits ein ausgesprochenes Bauverständnis, das zu der Zeit herangereift sein konnte, als der Mensch nicht mehr Einbäume benutzte, sondern aus mehreren Stücken zusammengefügte Schiffsgefäße herzustellen verstand.

Teerschwelereien und Kohlenmeiler in der Mark. Neue Teerschwelereien im Kreis Zauch-Belzig bei Wiesenburg. Nach einer Mitteilung, die mir Herr P. Schmidt, Besitzer des alten Finkenkruges machte, hat Herr Brandt von Lindau in den Waldungen bei Wiesenburg neuerdings Teerschwelereien angelegt, weil die Nonne soviel Schaden angerichtet hat, daß eine andere Verwertung des Holzes nicht lohnend ist. Herr Schmidt will die Sache von Herrn Brandt von Lindau selbst gehört haben.

O. Monke.

(Die Teerschwelereien sind bei uns, wegen der damit verbundenen Kiefernholzverwüstung fast gänzlich abgekommen. Verlassene Teerschwelereien sind von ihrer kreisrunden Gestalt und den bis 1 m in die Tiefe gehenden Holzkohlenresten leicht kenntlich und in den Wäldern in weiterer Umgebung Berlins vielfach nachweisbar. — Sie dürfen nicht mit Holzkohlenmeilern, wie oftmals geschieht, verwechselt werden, deren Anlage eine verschiedene ist. Ob es noch dergleichen bei uns im Betriebe gibt, bitte ich festzustellen).

Menschengerippe in hohlen aufrechtstehenden Bäumen. Dergleichen schauerliche Funde sind glücklicherweise äußerst selten. Ein Menschenskelett in einem hohlen Baum wurde, wie aus London berichtet wird, in der Nähe von Mold Flintshire im Juni 1909 gefunden. Leute, die ein Feld in der Nähe von Mold passierten, sahen aus der Öffnung eines hohlen Baumes einen Rockzipfel heraushängen. Sie vergrößerten die Öffnung und waren bald imstande, nicht nur den Rock, sondern ein darin steckendes männliches Skelett ans Tageslicht zu ziehen. Papiere, die sich in der Kleidung befanden, ließen erkennen, daß es sich um die Überreste von Griffith Hughes, Bruder des Ellis Hughes und Besitzer von der Ruthni-Castle-Kneipe in Mold handelte. Wie Hughes in den Baum gekommen ist, steht mit Sicherheit nicht fest, doch wird angenommen, daß er, in Erinnerung seiner Jugendjahre, wieder einmal seinen Lieblingsbaum erklettert und sich dann in die Höhlung hinabgelassen hat, um Eulennester zu sammeln, wie er es immer als Knabe getan. Er hat dann wahrscheinlich nicht wieder zurückgekonnt und ist stehend in dem Baum verhungert. Seine Hilferufe sind nicht gehört worden, da der Baum weit ab vom Wege in der Mitte eines großen Feldes steht.

Meine Mutter, Frau Dr. Luise Friedel geb. Anschütz aus Wittstock a. D. stammend, erzählte mir, man habe in ihrer Jugend beim Fällen einer uralten Linde in der Nähe des Schlachtfeldes vom Scharfenberg bei Wittstock das Gerippe eines noch mit Rüstungsstücken versehenen Soldaten gefunden. Es sei angenommen worden, daß es sich um einen Krieger des besiegtten kaiserlichen Heeres gehandelt, der sich vor den verfolgenden Schweden in den hohlen Baum im Jahre 1636 geflüchtet habe, und dort elend zugrunde gegangen wäre.

E. Friedel.

Auf der Kurischen Nehrung bin ich vor unvorsichtigem Betreten der riesenhohen Dünen gewarnt worden. Es sei dort ein Eichenwald mit gewaltigen Stämmen oberflächlich überweht und man könne, wie das schon

passiert, in eine hohle Eiche von oben hinabrutschen und im Innern derselben hilflos verkommen.

Um Angabe ähnlicher Vorkommnisse bittet

E. Friedel.

Sagen von Müllrose, mitgeteilt durch Herrn Rektor Hantke in Pasewalk. In Müllrose weben Sagen ihre luftigen, duftigen Schleier um dunkle Seen und grünen Tann, um öde Sümpfe und einsame Hügel.

So soll an der Stelle des jetzigen Katharinensees einst ein schimmerndes Schloß mit trotzigem Mauern und schlanken Türmen gestanden haben. Es ist versunken, doch nicht vergessen. In dem dunklen Wasser will man zu gewissen Zeiten noch die ragenden Zinnen erkennen. Einst zogen Fischer das Netz mit schwerer Beute nach oben; da riß das Gewebe, und mit hellem Klingen fielen Glocken hinab in die Tiefe. Auch die Geister ruhen dort unten nicht. Alle Jahre in der Johannismacht erhebt sich die Schloßjungfrau aus den Fluten; sie schreitet am Ufer entlang, vertritt in der Geisterstunde dem nächtlichen Wanderer den Weg und bietet ihm ihr klirrendes Schlüsselbund an.

Am „Dämmchen“ treiben Unholde ihr Wesen; sie bewachen den dort im Sumpfe untergegangenen Schatz (Kriegskasse der Franzosen). Wenn hier die herbstlichen Nebel wallen, erscheint das Geisterroß, ein schnaubender, dampfender Schimmel ohne Kopf. Erschreckt scheuen die Pferde, die bei Nacht an der Stelle vorbeikommen. Vergebens gebraucht der Führer des Gefährtes die Peitsche; er muß absteigen und die geängstigten Tiere am Zügel weiterführen.

Entbehren diese Sagen eines historischen Hintergrundes, so knüpfen sich die folgenden an geschichtliche Tatsachen.

Auf dem sogenannten Schloßberg in der „Möllenwiese“ hat einst eine feste Raubritterburg, die „Häsekenburg“ gestanden. Ihre Grundmauern sind in der Tiefe noch zu erkennen. Quitzows sollten hier gehaust haben, die am „Junkerfelde“ die Kaufleute überfielen, die ihre Waren nach Frankfurt zur Messe bringen wollten. Für diese Freveltaten wurde ein Quitzow durch den Strang hingerichtet. Im „Junkerbusch“ hielten die stolzen Herren ihre Jagden ab; dort hausten einst in der „Wolfsschlucht“ gierige Raubtiere, Feinde des Wildes und der Herden.

Vor einigen Jahrzehnten hat man auf dem „Schanzenberge“ bei Dubrow beim Pflügen verrostete Waffen und Panzerteile gefunden. Hierher soll sich nämlich eine Schar der Hussiten, die 1432 von den Frankfurter Bürgern zurückgeschlagen waren, geflüchtet haben. Die Hussiten lagerten zwischen dem „Höllen“ und dem „Schanzenberge“ und wurden bei einem nächtlichen Überfall hier völlig aufgerieben.

Ist das Moderne immer praktisch? Wie billig ist neuerdings durch unsern glatten Fassadenbaustil das Bespötteln der reichen Stückfronten unserer alten Häuser geworden, die doch als Baumaterial den heimatlichen Gips zu Ehren und Ansehen bringen konnten. Sind denn tatsächlich die neuzeitlichen Häuserfronten, aus allerlei Cementputz und Kunststein hergestellt, materialechter geworden, trotz ihrer hochtrabenden Namen? Man beachte nur die Ornamentik, die bei Gips naturwahrer ein plastisches Bild von Weitem hergibt, während die unausgearbeitete Steinmetzarbeit des Kunststeins uns zum Raten und Deuten aus kürzester Entfernung nötigt, ganz abgesehen von der dabei beliebten Symbolik.

Besonders die Vernachlässigung der Quergliederung macht bei städtischen Wohngebäuden die moderne Bauweise in sanitärer Beziehung bedenklich, sie gleicht darin einem glattrasierten Männerantlitz, das deswegen fremdartig und wohl für uns Deutsche interessant wirkt.

Man braucht sich nur auf seine Nase zu verlassen, so lange noch das Fenster als Hauptventilator des Zimmers gilt, und man wird bemerken, daß unsere alten reichgegliederten Fassaden garnicht so kreuzdumm mit ihren Verdachungen und Gesimsausladungen durchdacht waren. Die Fensterdachung z. B. lenkt den Ausfluß der verbrauchten Luft aus den untenliegenden Fenstern entquellend von der Hausfront fort und verhindert das Einziehen dieser ungeeigneten Luft in die oberhalb gelegenen, zum Zwecke der Lufterneuerung geöffneten Fenster. Deshalb sollte man besonders die Fenster der Küchen, Klosett und Schlafzimmer, also gemeinhin die Hinterfront mit weitausladender Gliederung versehen oder mit rankendem Laubwerk zu versehen suchen als Notbehelf.

Auch die engen Berliner Höfe, sofern sie von unten nur Zuzug haben sind als Lufterneuerer nicht zu verachten. Weshalb bevorzugt der Süden die enge Straßenführung, damit der Sonnenglast die Lufterneuerung bei übergroßer Straßenbreite nicht verhindert, wie auch die Straßenzüge von Ost nach West bekanntlich viel gesünder und kühler gelten. Hohe Gebäude-teile wie zum Beispiel Kirchtürme gelten als vorzügliche Ventilatoren für ganz enge Plätze, weil an ihrem Fuße durch die ungleiche Bestrahlung der hochragenden Teile immer ein erfrischender Lufthauch, selbst an den schwülsten Sommertagen, weht wie umgekehrt im Winter.

Die Bauern wußten ehemals sehr gut, weswegen sie an den Scheidungen und Rainen der Felder hochragende Birnbaumwildlinge (Knödelbäume) liebevoll schonten. Man braucht nur in der Nähe eines solchen Baumes, der durch seine Höhe die Luftzirkulation im Blachfelde besorgte, eine Mittagsrast genossen zu haben, um am eigenen Leibe zu erfahren, daß auch unsere Altvorderen Praktiker waren.

Karl Wilke